

Sehr geehrter Herr Oberrabbiner,  
sehr geehrter Herr Bischof,  
sehr geehrte Damen und Herren der Israelitischen Kultusgemeinde,  
liebe Freundinnen und Freunde des christlich-jüdischen Koordinierungsausschusses (Dr. Weisz und Prof. Jäggle)!

Diesen November vor 100 Jahren wurde Erwin Pinchas Spitzer als Sohn einer jüdischen Familie hier in Wien geboren, der nach seiner Flucht aus dem Konzentrationslager und seiner Ankunft in Israel den Namen Pinchas Lapide annehmen sollte. Der Name *lapid*, hebräisch für die „Fackel“, ist dabei Programm gemäß Jesaja 62,1:

„Um Zions willen kann ich nicht schweigen, um Jerusalems willen nicht still sein, bis das Recht in ihm aufstrahlt wie ein helles Licht und sein Heil aufleuchtet *wie eine brennende Fackel*“

כְּלֶפֶד יִבְעֹר

Diese brennende Fackel ist Pinchas tatsächlich zeit seines Lebens gewesen, erstens, wenn es darum ging, den neuen Staat Israel aufzubauen, dann aber auch, indem er das jüdische Erbe Europas einforderte und die unaufgebbaren jüdischen Wurzeln unserer westlichen Kultur – und besonders des Christentums – in Erinnerung rief. Aus der Fülle seines reichen Oeuvres möchte ich hier nur den Beitrag *DER JUDE JESUS – These eines Juden, Antworten eines Christen* (1979) herausgreifen, in dem sich Pinchas Lapide mit dem renommierten Neutestamentler Ulrich Luz darin einig ist, dass Jesus von Nazaret zeit seines Lebens Jude war und mit seinem jüdischen Glauben niemals gebrochen hat. Gemeinsam vertreten beide die drei Thesen:

- Erstens: Jesus hat sich selber nicht als Messias bezeichnet.
- Zweitens: das „Volk Israel“ hat Jesus nicht abgelehnt
- Drittens: Jesus hat sein Volk nie verworfen und mit seinem Judensein nie gebrochen.

In einer Rezension zu diesem Buch schreibt Schalom Ben-Chorin: „Man darf ... sich [allerdings noch] nicht der Illusion hingeben, daß die Straße für den Dialog schon wirklich freigelegt sei. Erst die Vorposten sind bezogen.“

Als ich selber noch im Jahre 2008 in meiner Habilitationsschrift *Hebräer von Hebräern* den Apostel Paulus ausschließlich als einen Juden interpretiert habe, hat das bei manchem damaligen Kollegen Unverständnis ausgelöst. Dankbar war ich hier besonders Prof. Günter Stemberger, dem damaligen Ordinarius für Judaistik an der Uni Wien, dass er mir den Weg zu

einem weiteren Verständnis der jüdischen Schriften des 2. Tempels geöffnet hat. Die christliche Jesusforschung hatte nämlich noch bis weit über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus die Schriften des Neuen Testaments in schlaglichtartigen Kontrast zu rabbinischen Schriften gesetzt. Leitend war dabei die Idee, dass bereits im Laufe des ersten Jahrhunderts die Trennung von Juden und Christen vollendet wäre. Heute wird diese Sichtweise zur Recht als anachronistisch betrachtet. Unter der catchphrase „Parting of the Ways“ (Trennung der Wege) wird in der heutigen Bibelwissenschaft die Frage abgehandelt, wann und unter welchen Umständen sich Judentum und Christentum voneinander schieden.

Heute ist klar: Jesus und seine ersten Nachfolger waren Juden – eine Glaubensgemeinschaft abseits des Judentums hatten sie nie intendiert. Das „Parting of the Ways“ war ein langer und keineswegs monoliner Prozess, der an unterschiedlichen Orten mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten ablief und nicht einmal durch die christologischen Fixierungen des vierten Jahrhunderts seinen endgültigen Abschluss fand.

Im Zuge meines eigenen Studiums an der Universität Wien (in den späten 1980er Jahren) bin ich – wie damals zumeist noch üblich – mit der wissenschaftlichen Lehre aufgewachsen, dass mit der „Synode von Javne“ gegen Ende des ersten Jahrhunderts der Trennungsprozess zwischen Juden und Christen definitiv abgeschlossen wäre. Historisch fassbar ist jedoch lediglich, dass Jochanan ben Zakkai nach der Zerstörung Jerusalems in der Stadt Javne (südlich von Tel Aviv) an einer religiösen Erneuerung des Judentums interessierte Kenner der heiligen Schriften und Traditionen um sich sammelte und die frühe rabbinische Bewegung bis zum Bar Kochba-Aufstand dort ihr Zentrum hatte. Eine „Synode von Javne“, in welcher mit der *birkat ha-minim* (dem „Ketzersegen“) eine Abgrenzung vom Christentum vorgenommen wurde, hat es allerdings nie gegeben – dies ist eine Konstruktion von Heinrich Graetz im 19. Jahrhundert. Der „Ketzersegen“ ist eine Verfluchung von Glaubensabweichlern (*minim*), die in das Achtzehnbittengebet (*schmone 'esre*) eingefügt wurde. Zunächst wissen wir nicht einmal, wann diese Einfügung erfolgte. Die Zuschreibung an Gamaliel II. ist eine spätere Tradition, die ausgesprochen unsicher bleibt. Mit hoher Wahrscheinlichkeit waren mit den *minim* damals noch nicht die Christen gemeint – wie viele Judenchristen hätte es denn damals in Palästina überhaupt gegeben, dass man diese von jüdischer Seite als Bedrohung empfunden hätte? Daher war der Text weniger ein probates Mittel, um Abweichler auszuschließen, sondern eher ein Akt der Selbstbestätigung im eigenen Glauben.

Wesentlich verbunden sind diese Neuerkenntnisse mit dem Namen Günter Stemberger, der dazu bereits 1988 im Jahrbuch für Biblische Theologie publiziert hat. Allerdings gibt es eine gewisse zeitverzögerte Kettenreaktion: Zuerst liefern die Judaisten neue Erkenntnisse, die zeitverzögert von der NT-Bibelwissenschaft übernommen werden, dann folgt irgendwann die

Dogmatik, sodann die Schulbücher und wenn man großes Glück hat, landen diese Neuerkenntnisse auch irgendwann einmal auf den Kanzeln unserer Kirchen.

Als Beispiel dafür möchte ich – *pars pro multis* (stellvertretend für viele andere) – die „Kleine Kirchengeschichte“ von August Franzen zitieren: Diese wurde 2014 mittlerweile in der 27. ergänzten und überarbeiteten Auflage herausgebracht. Darin liest man auf S 28:

*Besonders der Christusglaube führte den offenen Konflikt [sc. zwischen Juden und Christen] herbei, der sich in zwei stoßartigen Verfolgungen Luft machte: Die erste Welle führte zur Steinigung des Stephanus, zur Vertreibung der hellenistischen Judenchristen aus Jerusalem und zur weiteren Verfolgung durch Saulus, der dann vor Damaskus seine Bekehrung erlebte ... Die zweite Verfolgungswelle, die Herodes Agrippa I. ... entfachte, führte im Jahre 42/43 zum Martertod des Apostels Jakobus' des Älteren ....*

Dieser Text entspringt christlichem Geschichts-Revisionismus unserer Quellen, sozusagen nach dem hässlichen Motto: „Die Juden haben mit dem Morden zuerst angefangen“ – was völlig anachronistisch ist. Die gesamte Darstellung enthält gleich drei Anachronismen:

Erstens ist die bereits genannte „offizielle Verfluchung der Christen durch die Synode von Javne“ eine historische Chimäre.

Zweitens, die These, der Christusglaube habe zum Bruch mit der Synagoge geführt: Im Judentum gab es immer wieder Messiasprätendenten, denen ein mehr oder weniger großer Anteil der Bevölkerung Glauben schenkte. Am bekanntesten ist Schimon Ben Kosiba, der von Rabbi Aqiva als Messias proklamiert wurde und dessen Name nach der Prophezeiung aus Num 24,17 („Ein Stern geht auf in Jakob“) zu Bar Kochba, „Sternensohn“, geändert wurde. Mit den Worten aus Num 24,17 erwartete man in Qumran (CD VII,18–21) übrigens den eschatologischen Gesetzeslehrer und nach Mt 2,2 den „neugeborenen König der Juden“ (hier bezogen auf Jesus). Etliche andere Zeichenpropheten mit messianischen Anklängen werden von Flavius Josephus erwähnt, z.B. der auch in Apg 5,36 erwähnte Theudas, der knapp nach Jesus unter Cuspius Fadus (in den 40er Jahren des ersten Jh.) hingerichtet wurde. Aus dem Studium der mittlerweile reich erschlossenen Schriften des Judentums zur Zeit des Zweiten Tempels (z.B. den Qumranschriften oder frühjüdischen Texten, die später die Aufnahme in das Kompendium der Jüdischen Bibel nicht geschafft hatten, wie z.B. die vielfältige Henochliteratur, das Jubiläenbuch, 2Baruch, 4Esra – aber auch die Schriften des jüdischen Religionsphilosophen Philon von Alexandria oder des jüdischen Geschichtsschreibers Flavius Josephus) – aus diesen Schriften wissen wir, dass man im damaligen Judentum mit dem Maschiach, dem „Messias“, in erster Linie einen politischen Regenten und Befreier von der

drückenden Römischen Oberherrschaft erwartete. Das Anliegen Jesu allerdings war die Verkündigung der „Königsherrschaft Gottes“, in der Gott selber als Herr regieren würde – und alle irdischen Unrechtsregime ablösen würde. Daher hat sich der historische Jesus – wie bereits von Pinchas Lapide festgestellt – auch nie als „Messias“ bezeichnet. Erst im hellenistisch orientierten Judenchristentum (das uns literarische zum ersten Mal in den Schriften des Apostels Paulus entgegentritt), wurde dieser Titel in seiner griechischen Form *christos* in einer entpolitisierten und spiritualisierten Weise für Jesus verwendet.

Anachronistisch ist in der von mir zitierten Passage der *Kleinen Kirchengeschichte* drittens die Rede von „jüdischen Christenverfolgungen“, denn die Spannungen mit den hellenistischen Judenchristen (die in der Apg als „Hellenisten“ bezeichnet werden) bestanden zunächst gar nicht in einem Streit zwischen „Juden“ und „Christen“, sondern hatten ihren Anfang nach Apg 6,1 in Kontroversen der Jesusanhänger untereinander („Hebräer“ gegen „Hellenisten“ – ein Streit zwischen den aus *Erez Jisra'el* und den aus der Diaspora stammenden Judenchristen). Obendrein sollte man die Steinigung des Stephanus nicht als organisierte „Verfolgungswelle“ bezeichnen, denn die Juden hatten zur damaligen Zeit kein Recht auf Kapitalgerichtsbarkeit. Die Steinigung des Stephanus lässt sich als spontane Lynchjustiz, resultierend aus innerjüdischen Gruppenstreitigkeiten zwischen einer liberaleren und einer konservativeren Lesart des jüdischen Gesetzes, beurteilen. Obendrein macht die Tatsache, dass nach Apg 8 nur die „Hellenisten“ aus Jerusalem vertrieben wurden, doch die judenchristlichen „Hebräer“ in der Stadt verblieben, klar, dass hier nicht „Juden“ gegen „Christen“ standen, sondern der Riss entlang unterschiedlich strengen Lesarten des jüdischen Gesetzes verlief. Dieser Riss wird auch in den von Gal 2,12 referierten Konflikten zwischen Paulus und den „Leuten des Jakobus“ deutlich, oder in Apg 21,18–24, wo die konservativen Jerusalemer Judenchristen die Annahme der paulinischen Kollekte torpedieren. Dazu passt die in der Apg 5,34; 15,5; 21,20; 23,9 behauptete Nähe zwischen Pharisäern und der Jerusalemer Urgemeinde. Von der Jerusalemer Urgemeinde heißt es: „sie alle sind Eiferer für das [jüdische] Gesetz“. Bestätigt wird dies gerade im Zusammenhang mit der Hinrichtung des Herrenbruders Jakobus, wie sie der jüdische Historiker Flavius Josephus berichtet: Als der Statthalter Festus im Jahr 62 plötzlich verstarb, nutzte der sadduzäische Hohepriester Ananos II. das Machtvakuum, um den Herrenbruder widerrechtlich hinrichten zu lassen. Nach dem jüdischen Historiker Flavius Josephus (Ant 20,201) protestierten „die gemäß den Gesetzen Allergewissenhaftesten“ – die Pharisäer – dagegen. Das zeigt, dass auch noch im Jahre 62 keine klarere Trennung zwischen Juden und Christen gegeben war und Pharisäer bereit waren, für den gesetzestreuen Jakobus in die Bresche zu springen. Die Ressentiments – sowohl der Jerusalemer Juden, wie auch der Jerusalemer

Judenchristen – richteten sich gemeinsam gegen eine als zu liberal empfundene Lesart des jüdischen Gesetzes durch hellenistische Judenchristen. Auf der gleichen Linie liegt auch die Hinrichtung des Zebedaiden Jakobus durch Herodes Agrippa I. (in den frühen 40er Jahren). Diese war eine populistische Maßnahme aus politischem Kalkül, um sich bei den Sadduzäern beliebt zu machen. Die sadduzäische Tempelaristokratie war aufgrund der Tempelkritik Jesu und des Auferstehungsglaubens den Jesuanhängern feindlich gesonnen. Ähnliche Hostilitäten hegten Sadduzäer aber auch gegen die Pharisäer, die ja ebenfalls – anders als die Sadduzäer – an die Auferstehung glaubten (Apg 23,6-8). Obendrein hatten die Pharisäer die Reinheitsvorschriften der Tempelpriester „demokratisiert“ (Reinheitsnormen der Tempelpriester wurden von den Pharisäern auf das ganze Volk und das tägliche Leben ausgeweitet – was im Rabbinischen Judentum weitergeführt wurde). Die Konfliktlinie lief also nicht längs des „Christusbekenntnisses“, sondern entlang unterschiedlicher Lesarten des jüdischen Glaubens.

Diese Neuerkenntnisse waren allerdings nur möglich, weil die christliche Bibelwissenschaft von der Judaistik gelernt hat, die Bücher des Neuen Testaments als einen integralen Teil der antiken jüdischen Literatur zur Zeit des Zweiten Jüdischen Tempels zu verstehen und in den Kontext anderer jüdischer Schriften aus der Zeit des Zweiten Tempels zu integrieren.

Das gilt auch und besonders für all die vielen problematischen Passagen der Neuen Testaments. Drei historisch besonders belastete Beispiele möchte ich nennen:

- den Apostel Paulus
- den Autor des MtEv
- den Autor der JohEv

Alle drei werden von der heutigen Bibelwissenschaft einhellig als Judenchristen bezeichnet, ihre Aussagen wurden allerdings in der späteren Christentumsgeschichte einseitig als *adversus Iudaeos* Lektüre gelesen.

- Die Aussage des Apostel Paulus aus dem 1Thess 2,15, dass „die Juden“ Jesus und die Propheten getötet hätten.

Zunächst: Die Römer haben Jesus getötet und nicht die Juden! Paulus bedient sich hier des bereits in der jüdischen Bibel häufig vorkommenden Theologumenons vom *gewaltsamen Prophetengeschick*: Alle wahren Propheten wurden in Israel verfolgt (so 2Kön 17,7–20, weitergeführt in Neh 9,26) und bisweilen sogar ermordet. Damit übernimmt er frühjüdische Prophetenmahnungen, die er allerdings ungewöhnlich hart zuspitzt. Der situativ veranlasst einseitige 1Thess wird von Paulus im Röm – seinem letzten und reifsten Schreiben – bewusst korrigiert. Dort schließt er seinen Israel-Traktat mit den Worten, dass „ganz Israel“ (Röm 11,26)

gerettet wird, denn „unwiderruflich sind Gnade und Berufung, die Gott gewährt“ (Röm 11,29). Das jüdische Volk ist und bleibt das erwählte Gottesvolk und muss auch nicht missioniert werden!

- Mt 27,25: „Das rief das ganze (jüdische) Volk: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.“

Dabei wird geflissentlich übersehen, dass das MtEv bereits in 26,28 betont, dass das Blut Jesu vergossen wurde „zur Vergebung der Sünden“ – und daher auch in der Sicht dieses Evangeliums die Juden von Gott erlöst sind. So heißt es auch gleich zum Beginn des Evangeliums (Mt 1,21): „Du sollst ihm dem Namen Jesus (*jeschuah* – der Herr rettet) geben, denn er wird sein Volk (= Israel) von den Sünden erlösen.“

- Joh 8,44, dass „die Juden“ den Teufel zum Vater haben.

Diese Passage ist am Problematischsten. Zwar ist der Begriff „Jude/n“ auch etliche Male positiv belegt. So wird Jesus selbst als *Ioudaios* bezeichnet (Joh 4,9a), ebenso Gesprächspartner und Sympathisanten Jesu (Joh 3,1; 8,31; 11,45; 12,11; 19,38). Positiv konnotiert ist auch der Ausdruck „Israel“ (Joh 1,31.49; 3,10; 12,13) und „Israelit“ (Joh 1,47). Allerdings scheint der Autor des vierten Evangeliums bereits eine Scheidung herbeizuwünschen – und nimmt damit Tendenzen der späteren Kirchenväter vorweg, die das „Parting of the Ways“ aus ideologisch-identitätsstiftenden Gründen vorantrieben, obwohl es parallel dazu auch Konzepte einer friedlichen Koexistenz gab (so etwa in der Darstellung des Josef von Arimathäa und des Pharisäers Nikodemus). So erfreulich die Schlussfolgerung ist, dass das „Parting of the Ways“ auch im vierten Evangelium noch nicht vollendet war, so bedauerlich bleibt die Einsicht, dass in den Anfängen des Christentums nur allzu oft eigene Identität aus der Abgrenzung und Diffamierung der „anderen“ gewonnen wurde (das sogenannte „othering“ – die Ausgrenzung von anderen). Das ist leider auch beim vierten Evangelisten der Fall. Damit wird das „Parting of the Ways“ auch zu einer christlichen Schuldgeschichte, die das hohe integrative Ideal Jesu nicht zu bewahren vermochte.

Das Zitat aus der Kleinen Kirchengeschichte mag als Beispiel dafür dienen, wie sehr wir unsere Geschichtsbücher umschreiben müssen. Wichtiger als das Umschreiben von Büchern ist allerdings das Umschreiben unserer eigenen Grundhaltung. Christlicher Antijudaismus ist noch immer erschreckend weit verbreitet. Jeglicher christlich motivierten Judenfeindschaft muss das theologische Fundament abgesprochen werden und ein intensiver Neubesinnungsprozess von der Theologie in die Praxis unserer Kirchen hinein bewerkstelligt werden.

Dabei allerdings ist die Autonomie des Judentums zu respektieren. Das Wissen um die jüdischen Wurzeln des Christentums darf nicht zu Zwangsumarmungen von Christen gegenüber Juden führen. Von manchen jüdischen Freunden habe ich das Bonmot gehört:

„Früher habt ihr Christen und zu Tode gehasst, jetzt liebt ihr uns zu Tode. Lasst uns doch bitte einmal in Ruhe!“

Diese Haltung ist voll und ganz zu respektieren. Zur Liebe gehört nämlich auch das Loslassen können. Heute nämlich sind Juden und Christen zwei getrennte Weltreligionen, und man ist christlicherseits gut beraten, dies zur Kenntnis zu nehmen: Allzu leicht könnte eine christliche Umklammerung des Judentums von jüdischer Seite als hegemonial und übergriffig empfunden werden. Jegliche Form von Patronanz, Aufdringlichkeit oder auch kultureller Appropriation jüdischer Bräuche durch Christen ist tunlichst zu vermeiden (so etwa der wohlgemeinte, doch grenzverletzende Brauch von Christen, zu Ostern ein jüdisches Pessachmahl nachzustellen). Auch wenn sich Christen stets über ein jüdisches Interesse an unserem Glauben – wie im Fall von Pinchas Lapide – freuen sollen, so bleibt doch die Tatsache, dass das Judentum als eigenständige Religion das Christentum nicht unbedingt benötigt. Umgekehrt gilt das allerdings nicht: Ein Christentum ohne seine jüdischen Wurzeln hätte einen zentralen Teil seines Wesenskerns eingebüßt! Das Wort des Paulus aus Röm 11,18 hat ungebrochene Gültigkeit: „Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich.“